

Nr. 229. Bromberg, den 26. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(13. Fortsetzung.

Die Frau richtete auf ihren Sohn einen Blick, dessen Macht Sender wohl kannte, denn er schlug sofort die Augen nieder.

„Wir haben es dir zum Guten ausgedacht“, sagte sie scharf. „Reb Itzig wird dir sagen, um was es sich handelt —“

„Ich kann es mir denken“, sagte Sender, „und ich glaube . . .“

„Höre!“ befahl die Frau kurz. „Redet, Reb Itzig!“

„Es handelt sich“, begann der „Marschallik“ behaglich und wiegte sich hin und her, „um eine Blume! Eine schönere und duftigere Blume ist noch nie in einem Garten gewachsen, seit uns das Paradies verschlossen ist. Es handelt sich um einen Schatz! Kein Mensch in unserer Gemeinde oder im Barnower Kreis hat noch je einen solchen Schatz besessen. Es handelt sich um einen Diamant! Ein so kostbarer Diamant ist noch nie gefunden worden, seit die Welt steht, und sogar der Kaiser in seinem goldenen Haus in Wien wünscht sich ihn umsonst! Es handelt sich —“

„Und wie heißt dieser Diamant?“ fragte Sender spöttisch.

„Wie soll ein Diamant heißen?!“ war die Antwort. „Diamant!“

„Wie?“

„Chaje Diamant, die Tochter von Reb Mortche Diamant, dem Uhrmacher von Mielnica.“

Darauf folgte eine lange Stille. Sender schwieg und biß sich die Lippen blutig.

„Der gute Jung'!“ rief Türkischgelb. „Auf so ein Glück war er nicht gefaßt! Aber ist das ein Wunder? Wirklich! Ein solches Glück kann einem die Red' verschlagen! Erstens ist das Mädchen schön wie die Sonne, weiß wie Schnee, rot wie Blut, frisch wie ein Fisch, dick und schwer, daß das ganze Haus zittert, wenn sie auf den Fußspitzen herumschleicht, und gesund ist sie wie das ewige Leben. Eher stürzt der Himmel ein, als daß die auch nur den Schnupfen bekommt. Zweitens ist Reb Mortche der geschickteste Uhrmacher im ganzen Land und sein Geschäft ist das beste Geschäft auf der ganzen Welt, und seinen Schwiegersohn will er in dieses Geschäft aufnehmen und für das ganze Leben versorgen wie einen Herrn, wie einen Baron, wie einen Grafen, wie einen Fürsten, wie einen Kaiser. Drittens ist das Mädchen klug wie der Tag freundlich und still wie der Mond, und versteht zu kochen, daß alle Weiber von ganz Israel bei ihr lernen sollten. Neulich, wie ich bei Reb Mortche war, hat sie Fische gekocht in der braunen Brühe mit Rosinen — das waren Fische — Sender, Fische waren es — auf Ehre, ich kann nicht weiterreden wenn ich an diese Fische denke, das Wasser läuft mir im Munde zusammen — ich kann nicht weiterreden —“

„Es ist auch nicht nötig,“ sagte Sender finster.

„Freilich ist es nicht nötig,“ erwiderte der Vermittler, „du weißt schon jetzt genug, um gleich „Ja!“ zu sagen, zu rufen, zu schreien. Aber das Glück, das auf dich wartet, ist noch viel größer! Denn wer hat eine schönere Ausstattung als deine Chaje? Auf Ehre — eine Prinzessin könnt' gleich sterben vor Neid, wenn sie diese Hemden anschaut, diese Röcke, diese Polster, diese Leintücher, diese Tischtücher, diese Handtücher, diese Kleider, diese Hauben, diese Mantillen! Und dazu Ohrringe und Armbänder und Ketten und Broschen und eine Uhr, man kann blind werden, wenn man es lange anschaut, so groß ist die Pracht. Und dann die Mitgift! „Gott!“ hab' ich zu Reb Mortche gesagt, „daß Ihr ein reicher Mann seid, hab' ich gewußt, wie jeder Mensch im Kreise — aber so ein Vermögen — so ein Vermögen“ — ich hab' nicht ausreden können vor Staunen. Denn was meinst du, was deine Braut mitbekommt? Halt dich an den Tisch oder setz dich hin, sonst fällst du um vor Freud'! Sechshundert Gulden! Nun freilich, es ist ja das einzige Kind —“

„Das ist nicht wahr!“ unterbrach ihn Frau Rosel. „Bleibet bei der Wahrheit, Reb Mortche hat andere Töchter. Aber Sender kann dennoch glücklich sein, wenn er ihn zum Schwiegersohn nimmt.“

„Warum lasset Ihr mich nicht ausreden?“ fragte Itzig Türkischgelb ohne jede Verlegenheit, „freilich hat er noch eine Tochter, aber die ist doch schon verheiratet, wozu soll ich unserem Sender von ihr erzählen?! — Soll er denn die auch nehmen?! Wenn ich aber schon von ihr rede, so sollst du auch gleich wissen, wen du zum Schwager bekommst. Der Mann von der Ältesten ist ein Urenkel vom Rabbi von Mielnica und außerdem der größte Fuhrherr von Czernowitz, Meyer heißt er und mit dem deutschen Namen Strisower . . .“

„Der!“ lachte Sender höhnisch. „Rot-Meyerl! Einen Karren hat er und zwei Schindmähren . . .“

„Soll ein Lohnkutscher vierspännig fahren?!“ rief Türkischgelb fast entrüstet. „Und was seine Pferde betrifft, der Kaiser hat keine solchen Rappen —“

„Da habt Ihr recht! Solche gewiß nicht!“

„Genug!“ befahl Frau Rosel. „Die Rappen heiratest du nicht . . . Übrigens sind noch zwei jüngere Töchter im Hause, aber . . .“

„Es ist doch das größte Glück,“ fiel Türkischgelb ein. „Ich hab' von den beiden gar nicht gesprochen, vielleicht sind es sogar drei — denn ist es mein Geschäft, mich um Kinder zu kümmern? Ich kümmere mich um Erwachsene! Und wie sollen dir diese vier kleinen Kinder im Wege sein und wie sollen sie dir dein Glück stören? Als guter Mensch, als guter Schwager wirst du sagen: „Gott lasse alle fünf gesund aufwachsen und gebe ihnen gute, tüchtige Männer, wie ich bin!“ Ja, so wirst du sprechen, Sender, denn ich kenn' dein gutes Herz!“

„Fünf?“ fragte Frau Rosel sichtlich unangenehm überrascht.

„Ich glaube,“ sagte Itzig Türkischgelb unbefangen. „Reb Mortche ist auch in dieser Beziehung ein gesegneter Mann. Am Ende sind es gar sechs. Möglich ist es, verschwören will ich es nicht. Denn mich, wie gesagt, kümmert nur mein Geschäft! Und ob nun zwei kleine Töchterchen im Hause sind oder noch vier andere dazu, ist deshalb diese schöne, kluge, dicke Chaje . . .“

„Wie viele sind's nun aber wirklich?“ unterbrach ihn Frau Rosel mit scharfer Stimme.

„Sieben!“ gestand er. „Aber ist deshalb, frag' ich, diese schöne, kluge, dicke Chaje häßlicher, magerer, dümmer?! Kann sie deshalb keine Fisch' kochen? Fehlt deshalb etwas an der Aussteuer oder an den baren sechshundert Gulden? Oder wird Sender deshalb nicht ins Geschäft aufgenommen und ist darum auf Lebenszeit ein versorgter Mann?! Und ist dies Geschäft nicht . . .“

„Auch was das Geschäft betrifft, müßt Ihr ihm die volle Wahrheit sagen“, fiel ihm Frau Rosel ins Wort. „Dein Schwiegervater nimmt dich nur für fünf Jahre ins Haus. Während der Zeit arbeitest du in seiner Werkstätte und bekommst mit deiner Familie freie Kost und Wohnung. Die sechshundert Gulden werden für dich auf Zinsen angelegt. Nach fünf Jahren kannst du dir damit eine andere Werkstätte ankaufen oder selbst einrichten“

„Nun, was sagst du?!“ rief Türkischgelb begeistert. „Ist das nicht noch viel schöner, als wenn du etwa immer dort bleiben müßtest und noch zehn oder zwanzig oder gar vierzig Jahre deinen Schwiegervater als Herrn über dir hättest? Ist das nicht viel schöner, als wenn du dir dein Leben lang die Nachrede gefallen lassen müßtest: Er hat sein Geschäft vom Schwiegervater geerbt, allein hat er's nicht so weit gebracht?!“ Nu, hab' ich recht oder nicht?!“

„Darüber läßt sich streiten“, sagte Frau Rosel. „Aber über die Hauptsache nicht: daß diese Partie deshalb doch ein großes Glück für einen Menschen ist, der nichts hat, auch nichts erben wird, der schon vieles versucht hat, eh' er Uhrmacher geworden ist, und es auch jetzt noch nicht weit in seinem Handwerk gebracht hat. Darum hat mich auch alles andere nicht gestört, was Sender noch nicht weiß! Aber saget es ihm, Reb Itzig! Er soll nicht klagen dürfen, daß wir ihm etwas verschwiegen haben!“

„Ich verstehe Euch nicht!“ versicherte der Marschallik treuherzig und blickte sie fragend an, „etwas, was dagegen spricht?! Davon habe ich Euch gegenüber nichts erwähnt und wüßte es auch unserem Sender nicht zu sagen. Es spricht ja alles dafür!“

„Nun“, sagte Frau Rosel, „zum Beispiel, daß leider ein Verbrecher in der Familie ist.“

„Ein Verbrecher?!“ rief Türkischgelb entrüstet. „In dieser Familie?! Frau Rosel, verzeiht, aber das müßt Ihr geträumt haben. Die Familie von Reb Mortche ist ja von einem Adel, einem Adel — Gott, wie soll ich den beschreiben?! Ist es nicht schon genug, wenn ich sage, daß Reb Mortches Großvater der berühmte Reb Srulze war, der den ganzen Talmud auswendig gekonnt hat?! Auswendig, Sender! — von vorn und von hinten hat er ihn hersagen können, und wenn man ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf geweckt hat! Von hinten, mitten in der Nacht! — Wenn du nicht darauf brennst, die Urenkelin von einem solchen Gelehrten zum Weibe zu bekommen, so verdienst du nicht, ein Jud zu sein! Und wer ist denn der Bruder deiner künftigen Schwiegermutter? Der erste „Gabe“ (höherer Diener, etwa Sekretär) beim Wunderrabbi von Nadworna. Und wen hat Reb Mortches Sohn, dein ältester Schwager, geheiratet?! Die Tochter von Reb Meier Hirschler in Tluste — ja, von Reb Meier, so wahr ich lebe! Und Reb Meier ist doch gewiß der größte Gelehrte im Barnower Kreis, aber der hat nicht von einer Verbrecherfamilie gesprochen!“

„Ich auch nicht“, meinte Frau Rosel „Aber deshalb bleibt's doch wahr, daß Reb Mortches einziger Bruder —“

„Still, Frau Rosel, still!“

Itzig Türkischgelb zuckte schmerzlich zusammen, dann erhob er sich würdevoll, ein Zug tiefer, milder Wehmut lag auf seinem Antlitz.

„Still“, wiederholte er zum dritten Male „Mir tut das Herz weh, wenn ich anhören muß, wie sich eine fromme Frau wir Ihr gegen Gott versündigt. Er, der Allerbarmer, hat uns befohlen: „Lasset die Toten ruhen und richtet sie nicht!“ Warum —“

„Das hab' ich nicht gewußt,“ fiel sie ein. „Ist also der Mensch inzwischen gestorben?“

„Schon vor drei Jahren,“ sagte Itzig Türkischgelb mit zitternder Stimme. „Er ruhe in Frieden!“

„Also gleich nachdem er ins Zuchthaus gekommen ist?“ fragte sie. „Denn vor drei Jahren ist er ja erst verurteilt worden! Mir scheint aber, Ihr irrt Euch! Denn wie ich mich nach der Sache erkundigt habe, hat mir Reb Jossele, der Lehrherr von Sender, der den Lumpen, den Noah kennt und damals auch als Zeuge vor Gericht erscheinen mußte, gesagt, daß er ihn erst vor einigen Monaten bei der Durchfahrt in Zloczow gesehen hat. Dort ist ja das Zuchthaus. Und Noah ist mit anderen Sträflingen im Straßengraben gesessen und hat Steine zum Straßenbau geklopft!“

„Und das nennt Reb Jossele leben?!“ rief Türkischgelb. „Ich hätt' ihn für gescheiter gehalten! Wer ins Zuchthaus kommt, ist tot! Noah ist tot für die Welt, tot für den Bruder! ... Du darfst aber nicht glauben,“ wandte er sich an Sender, „daß er am Ende gar ein Räuber oder ein Mörder war! Unglück im Geschäft hat er gehabt — sonst nichts!“

„Saget das nicht,“ verwies ihm Frau Rosel streng. „Ihr seid ja selbst ein so ehrlicher Mann. Auch Reb Mortche wird mir gerühmt und daß er nicht das Geringest mit den Gaunereien seines Bruders zu tun gehabt hat!“

„Ich möcht's auch niemand raten, so was zu sagen!“ rief der Marschallik. „Dieser Noah — sieh, Sender, wie merkwürdig das Leben ist! Er war der Enkel von Reb Srulze, der den ganzen Talmud von hinten hat hersagen können, und auch sein Vater war ein Frommer und Gerechter, und erst sein älterer Bruder Mortche — solche Vorbilder hat noch kein Mensch gehabt! Und was wird aus ihm? Ein Gauner! Statt Uhrmacher zu bleiben wie Mortche, wird er Uhrenhändler, nimmt in der Schweiz und in Frankreich und weiß Gott wo Uhren auf Kredit und beschwindelt die Leut' von hinten und vorn, fälscht Wechsel, handelt mit gestohlenem Gut! Reb Mortche mahnt und rettet ihn ein-, zweimal, endlich sagt er sich von ihm los. Und wie hat er sich seinetwegen bei dem Prozeß gekränkt und geschämt, obwohl es doch eigentlich eine Ehre für ihn war —“

„Eine Ehre!“ rief Sender.

„Gewiß! Denn alle Leut' haben gesagt: „So ein Lump und so ein Ehrenmann sind unter demselben Herzen gelegen — zwei so verschiedene Brüder hat die Welt noch nicht gesehen!“ Übrigens frag' ich —“ der Marschallik erhob sich — „ich frag' Euch, Frau Rosel, und dich, Sender, frag' ich: Ist diese schöne, dicke Chaje mit den sechshundert Gulden die Tochter von Noah oder von Mortche?! Gebt mir zur Güte Antwort!“

„Ich hab's schon gesagt,“ erwiderte Rosel, „es ist für Sender doch ein Glück, nur soll er alles wissen. Darum soll ihm auch die Bedingung nicht verschwiegen sein, daß er sich nach fünf Jahren überall, wo er will, niederlassen darf, nur in Mielnica nicht. Denn das verschlechtert die Partie!“

„Nein, es verbessert sie!“ rief der Marschallik. „Ein junger Ehemann soll nicht immer unter den Augen seiner Schwiegereltern bleiben — es tut nicht gut, Frau Rosel, glaubt meiner Erfahrung, es tut nicht gut. Wie gern wird Sender nach fünf Jahren mit seiner Chaje und seinen Kinderchen, die ihm Gott schenken wird, hierherziehen oder nach Tarnopol — wohin er will, und wo es gut für ihn ist.“

„Warum stellt Mortche diese Bedingung?“ fragte Sender.

„Weil er,“ erwiderte Frau Rosel, „seinen Ältesten auch zum Uhrmacher ausbildet und nicht will, daß du ihm einst vielleicht die Kunden wegfängst. Der Sohn soll das Geschäft erben. Nun, das ist im Grunde auch nur gerecht, und ich kann mir ja auch für dich nicht alles auswählen, wie für einen Prinzen. Ich muß Gott danken, daß sich die Sache mit dem Noah ereignet hat, sonst würde Reb Mortche gewiß nichts von dir hören wollen. Aber was dies betrifft — das besprechen wir noch, wenn es nötig sein sollte. Ich hoff' aber, es ist nicht nötig.“

Sie blickte den Sohn fest an und strich die Tischdecke glatt.

„Ich dank' Euch, Reb Itzig,“ wandte sie sich dann an den Marschallik. „Sender weiß jetzt, um was es sich handelt und daß es wirklich ein Glück ist, das wir ihm zuwenden wollen. Also — heut' ist Mittwoch, Sonntag früh fahrt Ihr mit ihm auf Brautschau. Es bleibt dabei, wie wir es verabredet haben, Sonntag früh bitte ich Euch hierherzukommen.“

„Gut!“ erwiderte Reb Itzig. „Aber ein Glück für Sender sagt Ihr — nur ein Glück?! Im siebenten Himmel kann er sich fühlen, im vierzehnten, im vierundzwanzigsten Himmel. Also — Sonntag früh. Lebt gesund!“

* * *

Elftes Kapitel.

Er ging. Mutter und Sohn blieben allein. Es war ein langes Schweigen zwischen den beiden.

„Sonntag früh“, begann die Frau, „fährst du also mit dem „Marschallik“ nach Mielnica und läßt dich von den Eltern des Mädchens anschauen. Wenn du ihnen gefällst, so fahre ich in den nächsten Tagen hinüber und mache die Verlobung fertig —“

„Und wenn das Mädchen mir nicht gefällt?“

„So fahre ich dennoch hinüber und schaue sie mir an. Ich werde plötzlich kommen, so daß die Leut' sich nicht herausputzen können. Und wenn mir das Haus und das Mädchen gefallen, so bringe ich die Sache ins reine.“

„Wirst du sie heiraten?“

„Auf die Schönheit kommt es nicht an!“ sagte Frau Rosel. „Und die Eltern wissen da überhaupt besser Bescheid als die Kinder.“

Jeder Nerv ihres Herzens zuckte schmerzhaft, während sie so sprach. Sie erinnerte sich ihrer eigenen Jugend und wie ihr das ganze Leben entzwei gebrochen war, weil sie gegen den Willen der Eltern und nach ihrem Herzen gewählt hatte. „Es war eine Sünde,“ sagte sie sich, „und sie hat sich gerächt!“

„Mutter,“ bat Sender, „hast du es auch wohl überlegt?“

„Ja!“ erwiderte sie fest. „Das ist abgemacht und bleibt abgemacht, soweit wir beide etwas dazu tun können ....

Spare dir deine Worte," fuhr sie mit lauterer Stimme fort, als er sprechen wollte. „Es würde nichts nützen . . . . Gute Nacht!"

„Mutter, treib' mich nicht in mein . . ."

„Ja . . . ich treib' dich in dein Glück . . . Gute Nacht!" Er ließ die flehend erhobenen Hände sinken und ging in seine Kammer. Dort saß er im Dunkeln auf den Stuhl neben seinem Bette nieder und überdachte seine Lage.

„Es geht nicht anders," murmelte er endlich, „es muß sein!"

Er machte Licht, zog seine Schreibsachen hervor und malte langsam in so deutlichen Buchstaben, wie er sie irgend fertig bringen konnte, den folgenden Brief:

„An den Herrn Wohltäter Adolf Nadler in Czernowitz.

Weil Sie es mir erlaubt haben, so werden Sie mir nicht bös sein. Aber auch wenn Sie es mir nicht erlaubt hätten, so möchten Sie mir gewiß zur Güte verzeihen, weil es meine einzige Hoffnung ist.

Nämlich, in Barnow kann ich nicht bleiben.

Erstens haben sie mir meinen Soldaten fortgeschleppt und erschossen, vielleicht hat es auch der barmherzige Gott von dem armen Menschen abgewendet, aber gehört habe ich nichts mehr von ihm.

Nämlich dies war mein Lehrer, sein Unglück war mit einem Büchel vom Pfaffen Moritz Hartmann. Geheißen hat er Wild.

Zweitens habe ich jetzt im Saale bei den Mönchen Bücher, aber allein verstehe ich nur sehr wenig, vom Erfrieren gar nicht zu reden. Und weil ein Unglück nie allein kommt, soll ich jetzt auch noch eine Braut kriegen. Der Herr Wohltäter kann mir wirklich glauben, daß ich jetzt schon der traurigste Pojaz auf Gottes Erde bin.

Lieber Herr Wohltäter — wie ich in Czernowitz war, haben Sie mit mir gemacht, was Gott mit Moses gemacht hat, Sie haben mich auf einen Berg hinaufgeführt und haben mir von fern das gelobte Land gezeigt. Moses hat sich mit dem Anschauen begnügen können, denn er war schon sehr alt, aber mir blutet das Herz, daß ich dieses Land nie soll erreichen können, weil ich noch so ein junger Mensch bin und gottlob so gut zum Theater passe! Sie haben ja selbst gesagt, daß Sie einen solchen Spieler noch nie gesehen haben, und es ist auch gewiß wahr! Hier wird nichts aus mir, das kann ich Ihnen ganz sicher sagen. Also flehe ich Sie an, daß Sie es mir erlauben und daß ich darf zu Ihnen nach Czernowitz kommen. Mein Brot verdiene ich mir schon, vielleicht bei Ihnen, denn es scheint ja nur, daß der Vorhang von selbst in die Höhe geht, es muß ja doch jemand ziehen, und Lampen möchte ich anzünden und Stiefel putzen und alles pünktlich verrichten, bis ich spielen kann. Oder vielleicht trifft sich mir ein Uhrmacher in Czernowitz, oder sonst was, denn bin ich nicht gottlob ein geschickter Mensch?

So haben unsere Väter in der Wüste nicht nach dem Manna gelechzt, oder nach dem Wasser, wie ich auf Ihre Antwort warte. Bitte ich also, mir zu schreiben, aber nicht an mich, sondern an Fedko Hayduck im Kloster in Barnow, weil sonst hier die Leut' was merken könnten. Fedko wird mir schon den Brief geben, zu verzahlen brauchen Sie ihn nicht, denn meinetwegen sollen Sie nicht Geld ausgeben.

Ich grüße den Herrn Wohltäter und die Frau Wohltäterin und schreibe darunter als Ihr

Sender, der „Pojaz".

Daß ich schon schreiben kann, sehen Sie, lesen natürlich auch, und Deutsch kann ich reden, als wenn ich nie einen Kaftan getragen hätte. Alles auf Ehre! — Sie können mir glauben."

Als Sender am nächsten Tage diesen Brief im Schalter des Postamtes verschwinden sah, kehrten ihm auch Mut und Entschlossenheit zurück.

Nun galt es, die nächste Gefahr abzuwehren, die Verlobung. Er machte keinen Versuch mehr, die Mutter umzustimmen; er wußte, daß es vergeblich sein würde; nun mußte auf eigene Faust gehandelt sein, freilich nicht mit Gewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Johanna.

Skizze von M. Bauer-München.

Das Theater war zu Ende. Ein teils noch versonnenes, teils schon wieder sehr animiertes Publikum drängte dem Ausgang zu. Thomas Hellmann, ein geschätzter Schriftsteller von etwa fünfunddreißig Jahren, führte seine Braut Anja Welti aus der schwatzenden Menge quer über die Straße.

„Bist du müde, oder schenkst du mir noch ein Stündlein Zusammengehen?" fragte er herzlich.

Anja verzichtete auf die Straßenbahn. Schweigend schritten sie durch die von der Nacht umhüllte Stadt. Arm in Arm lauschten sie dem Gleichklang ihrer Seelen.

Da zuckte Anja leise auf. Thomas bemerkte es kaum, so verloren schienen seine Gedanken. Anja sah scheu nach ihm. In seinen Augen glomm ein Erinnern über sie hinaus, auf seinem schmal geschlossenen Mund lag das tastende Suchen nach einem Wort.

„Johanna hat sich einen wundervollen Hut gekauft", begann er endlich.

„Johanna?" fragte seine Braut.

„Johanna, ja!" gab er zurück. Ein leiser Trotz schwang darin nach. „Einen Hut, wie nur sie ihn tragen kann. Nur sie. An jeder anderen Dame würde er lächerlich wirken. An ihr hat er Stil."

„Woher weißt du das?" fragte Anja müde. Ihre Seele erschauerte. Alle Not, die sie nun überwunden glaubte, stand wieder auf. Anfang drohte, wo sie das Ende wähnte. Ein Kreislauf zog um Johanna, in dem Thomas sich bewegte, wie sich die Erde um die Sonne dreht.

„Ich habe sie gesehen", sprach Thomas in ihr Grübeln. „Gestern abend bei Professor Simoni. Nach dem Vortrag begleitete ich sie."

„Und sie trug den Hut?" drang Anja in ihn. Das sah Johanna gar nicht ähnlich. Sie ließ sonst stets ihr Haar bewundern, ihr schwarzes, dichtes, glänzendes Haar, das sie zu jeder Gelegenheit anders geordnet trug.

„Wo denkst du hin, Anja," erwiederte Thomas erstaunt, „der beste Hut, der nur für Promenade und Nachmittagstee ausersehen ist . . ."

„So trug sie ihn wohl in der Hand?"

„Sei nicht lächerlich, Anja!"

Aber Anja wollte grausam sein. Zum ersten Male seit ihrer Liebe zu ihm, zum letzten Male zugleich.

„Wo also sahst du dann den Hut, Thomas?"

„Ich war bei Johanna nachher."

„Du warst bei ihr trotz eures Abschieds?"

„Du mußt nichts Schlimmes denken, Anja", sagte er zart. „Johanna fühlte sich unterwegs nicht wohl. Da bat sie mich, nicht von ihr zu gehen, bis es vorüber sei. Denke nur — so allein, wie sie nun ist. — Aber ich blieb nicht lange. Kaum eine Viertelstunde. Nichts habe ich weiter dort getan, auch nichts bei ihr genossen, trotz ihrer Einladung — nicht einmal eine Tasse Tee. Bist du mir böse, Anja?"

Sie schüttelte nur stumm den Kopf. Nichts hatte er genossen bei ihr — und dennoch alles, was ihn aufs neue vergiftete.

Nun wußte Anja klar, wie es um ihn stand. Er kam nicht los von ihr. Sooft sie sich auch trennten, auf kürzere oder längere Zeit — er kam nicht los.

Johanna, die Tänzerin, bot, was Thomas Hellmann brauchte Auch wenn er bei ihr, seiner einzig geliebten Braut, Zuflucht suchte, sammelte er nur Ruhe, Erholung und Besinnlichkeit für den Liebestaumel um Johanna. So würde es bleiben und wenn er tausend Eide schwor.

Vielleicht sogar liebte er sie beide, Johanna und Anja, die sich ablösten und ergänzten wie Leidenschaft und Ergebung, wie Sturm und Frieden. Aber sie wollte das nicht, nicht mehr. Mochte Thomas Hellmann auch ein Großer sein oder werden seine Liebe teilen konnte sie nicht! Den Dornenlebensweg einer Elise Lensing um eines Hebbel willen konnte sie bewundern, aber gewiß nicht durchwandern. Für sie gab es Grenzen ihrer Hingabe, Grenzen ihres Stolzes.

Johanna kannte solche Hemmung nicht. Seit sechs Jahren lebte sie auf ihre Weise mit Thomas, ihn fesselnd durch die Schönheit ihres Leibes wie durch die Gluten ihrer Seele.

Ihm vereint quälte sie ihn müde — ihr ferne verzehrte ihn sein Sehnen nach ihr.

Die Gestalt Johannas rief sich Anja Welti ins Gedächtnis wach und erkannte neidlos die Vorzüge an ihr. Als sie Johanna zum ersten Male sah, kam Rührung über sie. Das Bild einer Spanierin schien durch sie verkörpert, wie Zuloaga seine Frauen malt, nur edler noch im Schnitt des Kopfes, schmal und vergeistigt. Der Mund namentlich stand zart, beinahe fromm in ihrem vornehm wirkenden Gesicht.

Und dennoch: Der Ausdruck ihrer Augen liebkoste den Beschauer, Johannas Worte aber geißelten ihn. Sie kannte nur Hohn und Ueberlegenheit. Sie zerriß, was anderen gefiel, vernichtete, was anderen Wert besaß. Ueber Anja spottete sie, seit Thomas sie liebte.

Aber gerade Anja erwählte er als Braut. Ihre Ausgeglichenheit beschützte ihn vor dem Zynismus Johannas. Ihre Hände heilten, wo Johanna Wunden schlug. Aber Johanna

wiederum reizte ihn, befeuerte ihn, stachelte seinen Willen zur Arbeit.

Wenn seine Seele kraftlos und gelangweilt vom Alltag erlahmte, erlöste ihn Johanna. — — —

Die gleichmäßig ausgreifenden Schritte von Anja Welti und Thomas Heilmann klangen in die Ruhe der Straße.

Nun hielten sie an, denn Anja stand am Tore ihres Hauses.

„Nun?“ fragte Thomas und küßte ihre Hand.

Sie löste sich von ihm „Grüße Johanna von mir!“ sagte sie gefaßt und schritt an ihm vorbei in die Geborgenheit ihrer Einsamkeit.

Der Gendarm und der Vagabund.

Von Ulrich Kamen.

Der alte Handwerksbursche Gruber Toni — er konnte sich seines letzten Meisters nicht mehr erinnern — lag vor dem Marktflecken auf einer Anhöhe hinter einem stämmigen Apfelbaum auf der Lauer. Die Uhr der Kirche im Orte hatte 4 Uhr nachmittags geschlagen, also war die Zeit gekommen, wo der Gendarm Kruzinger, pünktlich wie er war, unbedingt mit Flinte und Hund bewaffnet, den Weg nach dem Städtchen einschlagen mußte. Mittwochs war das seit Jahrzehnten sein ständiger Gang. Donnerstag kam das Nachbardorf daran, Freitag die Kreisstadt, Sonnabend Kirchstedten und so ging es weiter, jahraus, jahrein, immer zur selben Stunde.

Gruber Toni kannte die Gepflogenheiten sämtlicher Gendarmen in seinem Bettelbezirk, und ganz besonders genau die seines größten Feindes Kruzinger, der ihm in früheren Jahren, wo Gruber Toni noch nicht so schlau war, drei Bettelstrafen verschafft hatte.

Aber die Zeit verging, und er kam nicht. Sollte er, der alte Gendarm, unpünktlich geworden sein? Gruber Toni hätte das in seinem, des Beamten, Interesse bedauert. Das schöne Gehalt und die Pension, und unpünktlich! Und Gruber Toni hatte keinen Pfennig Geld in der Tasche. Der Marktflecken brachte mindestens drei Mark, abgesehen von der Wurst, den Brötchen und dem schönen Schnaps beim Gastwirt. So schlecht ihr Gendarm war, so gut waren die Leute im Flecken. Aber das ist ja immer so!

Schließlich wurde dem alten Vagabunden das Warten zu lang und er schlich sich, immer hinter den Büschen, dem Dorfe zu. Im ersten Hause wohnte ein armer Schuster, der ständig unter Brummen einen ganzen deutschen Reichspfennig Unterstützung gab. Gruber Toni guckte um die Ecke des Hauses des Schusters, aus dem fröhliches Klopfen klang — er mochte gerade ein Paar Sohlen zurechtklopfen —, die Straße entlang. Kein Gendarm war zu sehen. Vor der Wirtschaft zum „Adler“ standen drei alte Weiber, der Postbote lief von Haus zu Haus, der Bäcker und der Metzger standen vor der Tür und schmusten. Und über dem Hause des Gendarmen, erkenntlich durch ein längliches, blitzblankes Schild mit einem Adler, herrschte Ruhe.

Der Bettler klopfte an die Tür des Schusters und trat ein. Hier galt es immer erst einen Kampf mit einem struppigen Köter, den der Gruber Toni auch schon zehn Jahre kannte. Mit wütendem Gebell begleitete er den Bettler nach der Werkstatt, wo der Schuster die Brille in die Höhe rückte, als der späte Gast eintrat. „Aha, der Gruber!“ brummte er, nestelte in seiner Tasche herum und brachte einen alten Pfennig zum Vorschein. „Vergelts Gott!“ sagte der Gruber Toni und spuckte auf den Pfennig. „Handgeld! Aber“, wandte er sich an den Schuster, „ist der Gendarm schon hinaus?“

Der Schuster blickte auf, wobei ihm die Brille wieder auf die blaurote Nase fiel. „Der Gendarm?“ fragte er. „Der ist gestern abend gestorben. Recht schnell ist's gegangen mit dem Kruzinger. Gerad' wollt' er eine neue Maß trinken, da macht er einen Schnaufer, und weg war er! Er liegt daheim! Kannst ihn einmal heimsuchen, deinen Freund!“ meinte der Schuster und lachte. War er doch selbst einst auf der Wanderschaft gewesen.

„So so, tot!“ sagte der Gruber Toni und machte ein gar sonderbares Gesicht. Tot der große, starke Mann mit dem strengen Blick, den er seit Jahren kannte! Gendarmen waren die einzigen Menschen, die er fürchtete. Aber er hatte im Laufe seines Lebens als Vagabund, also seines so ziemlich ganzen Lebens, immer große Achtung vor diesen Menschen gehabt, die so stolz einherschritten im Bewußtsein ihrer amtlichen Würde, und die ganz einfach, als ob das gar nichts sei, einen anderen mitten im schönsten Betteln arretieren und einsperren konnten. Dann standen sie in schöner Sonntagsuniform mit vor dem Richter bei der Verhandlung, hatten schneeweiße Handschuhe an und machten ihre Aussage. Vorher, als sie den Gruber Toni eingesperrt hatten ins Spritzenhaus, brachten sie ihm eine warme Decke und ein Stück Brot, und die Frau Gendarm schickte wohl mit ihrem Dienstmädchen eine warme Suppe. Und gerade der Kruzinger war doch eigentlich gar kein so schlechter Kerl gewesen! Dienst war doch Dienst! — Also darum ging er nicht mit seinem Gewehr und seinem Hunde nach dem Städtchen, trotzdem es 4 Uhr war und der schönste Sonnenschein!

Und der Gruber Toni steckte seinen Pfennig ein, zog die Mütze und ging durchs Dorf. „Der Kruzinger ist tot!“ empfing ihn der Wirt. „Das gefreut dich wohl, alter Stromer?“ lachte er und schenkte einen Schnaps ein. Der Gruber Toni zog ein Gesicht und sagte: „Nicht spotten, nicht spotten! War ein gerader Mann, der Kruzinger! Hab' ihn gern gehabt!“ Und so ging er weiter durch das Dorf. Kein Mensch hinderte ihn, auch der Kruzinger nicht, und er konnte so recht nach Herzenslust den Marktflecken abfechten. Aber es schmeckte ihm nicht! Es fehlte die Gefahr! Da kann jeder Tepp betteln, wenn der Gendarm tot im Bett liegt, sagte sich der Gruber Toni.

Und nun stand er vor dem Hause des Gendarmen. Er hatte ein paar Feldblumen in der Hand. Zog zögernd die Klingel. Ein verheultes Mädchen öffnete und ließ ihn herein. Die Frau des Gendarmen öffnete die Tür zum Zimmer, sie mochte einen Kondolenzbesuch erwartet haben.

Mitten im Zimmer lag der Kruzinger im Sarge. Die strengen Augen waren geschlossen, die weißbehandschuhten Hände gefaltet. Auf der Brust lag der Säbel und links am Rock blitzten drei Medaillen. Der Hund lag neben dem Sarg und knurrte böse, als der Gruber Toni hinzutrat. Aber die weinende Frau wehrte ihm. Gruber Toni legte seine Feldblumen auf den Sarg und betete ein Vaterunser, und dabei flossen dem alten Stromer heiße Tränen aus den Augen.

Dann wandte er sich ab, und bald darauf sah man ihn zum Markt hinausziehen. Und er kam nicht wieder. Was sollte ihm der Marktflecken, wenn sein alter Feind, der Kruzinger, nicht mehr lebte? Mit dem jungen Nachfolger wollte er nichts mehr zu tun haben.



Bunte Chronik



* **Die Wahabiten und das zerstörte Grabmal Evas.** Dschidda ist die Hafenstadt Mekkas am Roten Meere. Wie Mekka und Dschidda unterstehen jetzt auch Medina und fast das ganze Arabien dem neuen Herrscher des Landes, dem König von Hedschas und dem Sultan von Nedschd Ibn Saud. Dieser ist bekanntlich auch der Führer der Wahabiten, einer streng puritanischen mohammedanischen Sekte. Die Wahabiten bekämpfen scharf den Kult der Heiligen, die Wallfahrt nach deren Gräbern, weiter auch den Genuß von Tabak und geistigen Getränken, den Prunk und Schmuck usw. Als sie vor zwei Jahren Mekka besetzten und den alten König Hussein vertrieben, vernichteten sie auch dort in ihrem puritanisch-zelotischen Eifer nicht weniger als 100 000 Wasserpfeifen. Nun bringen die orientalischen Zeitungen die weitere Nachricht, Ibn Saud habe ein von den Mohammedanern verehrtes Heiligtum in Dschidda, das „Grabmal Evas“, der Urmutter der Menschheit, vernichten lassen. Diese Verordnung hat einen scharfen Protest der arabisch-mohammedanischen Welt zur Folge gehabt. Seit jeher ist es nämlich Sitte gewesen, daß alle Mekkawallfahrer, die je in Dschidda landeten, es für ihre erste und heiligste Pflicht ansahen, sofort nach dem Grabmal Evas zu wallfahren und dort ihre Gebete zu verrichten. Zukünftig werden sie aber diese Stätte vollständig geebnet vorfinden.

Lustige Rundschau



* **Der Kollege.** „Ah, Sie haben den ersten Preis für Ihren Entwurf bekommen, lieber Freund — gratuliere, gratuliere! Im allgemeinen soll ja ziemlicher Schund eingelaufen sein.“

*

* **Zuvorgekommen.** „So eine Unverschämtheit von dem Kerl! Gestern mache ich mit ihm Brüderschaft, und heute will er mich anpumpen.“ — „Warum machst du auch Brüderschaft mit ihm!“ — „Weil ich ihn anpumpen wollte.“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg